

**Achtung!**

Dies ist eine Internet-Sonderausgabe des Aufsatzes  
„Ein Problem der indogermanischen Pronominalflexion“  
von Jost Gippert (2002).  
Sie sollte nicht zitiert werden. Zitate sind der Originalausgabe in  
*Per Aspera ad Asteriscos*.

*Studia Indogermanica in honorem Jens Elmegård Rasmussen  
sexagenarii Idibus Martiis anno MMIV*,  
ediderunt Adam Hyllested, Anders Richardt Jørgensen,  
Jenny Helena Larsson et Thomas Olander,  
Innsbruck: Innsbrucker Beiträge zur Sprachwissenschaft 2004, 155-165  
zu entnehmen.

**Attention!**

This is a special internet edition of the article  
“Ein Problem der indogermanischen Pronominalflexion”  
by Jost Gippert (2002).  
It should not be quoted as such. For quotations, please refer to the original edition  
in *Per Aspera ad Asteriscos*.

*Studia Indogermanica in honorem Jens Elmegård Rasmussen  
sexagenarii Idibus Martiis anno MMIV*,  
ediderunt Adam Hyllested, Anders Richardt Jørgensen,  
Jenny Helena Larsson et Thomas Olander,  
Innsbruck: Innsbrucker Beiträge zur Sprachwissenschaft 2004, 155-165.

**Alle Rechte vorbehalten / All rights reserved:**

Jost Gippert, Frankfurt 2011

# Ein Problem der indogermanischen Pronominalflexion

Jost Gippert  
Universität Frankfurt a/M

Es ist eine wohlbekannte Tatsache, dass sich die pronominale Flexion des Indogermanischen durch verschiedene Besonderheiten von der nominalen Flexion unterschied. Hierzu gehören u.a. Stammsuppletion innerhalb der Paradigmen (*\*h<sub>1</sub>eg-* vs. *\*(h<sub>1</sub>)me-* beim Personalpronomen der 1.Ps.Sg., *\*so-* vs. *\*to-* beim Demonstrativpronomen), die Existenz gesonderter enklitischer neben volltonigen Kasusformen (z.B. Gen.-Dat. *\*moi* vs. Dat. *\*(h<sub>1</sub>)még<sup>h</sup>ei*), durch eine *-i*-Endung gekennzeichnete Pluralformen (z.B. im Nom.Sg.m. des Demonstrativpronomens, *\*toi*), die ablautähnliche Alternation zwischen *-i-* und (thematischem) *-e/o-* (z.B. im Interrogativ-Pronomen, Nom.Sg. *\*k<sup>u</sup>is* vs. Gen. *\*k<sup>u</sup>eso* / *\*k<sup>u</sup>osjo*) sowie das Nebeneinander erweiterter und unerweiterter Stämme (z.B. Akk.Sg.m. *\*tóm* vs. Dat.Sg.m. *\*tósmōi*, Gen.Sg.f. *\*tósĭās* beim Demonstrativpronomen etc.).

In einer Hinsicht sind die genannten Spezifika freilich nicht völlig gleichwertig. Nur die ersteren vier können aufgrund übereinstimmender einzelsprachlicher Evidenz ohne Bedenken bereits der Grundsprache zugewiesen werden. Für die fünfte Divergenz gilt dies hingegen so nicht: Rekonstrukten wie *\*tósmōi* (aind. *tásmai*) oder *\*tósĭās* (aind. *tásyāh*) müssen ebenso gut abgesicherten, nicht „erweiterten“ Ansätze wie *\*tōi* (griech. τῷ) oder *\*tās* (τῆς) gegenübergestellt werden<sup>1</sup>, ohne dass sich die „erweiterten“ Formen als einzelsprachliche Neuerungen erweisen ließen. Die Frage, wie sich beide Rekonstrukte zueinander verhalten, bedarf folglich außer dem „externen“ Vergleich der einzelsprachlichen Fakten eine auf „interner“ Rekonstruktion der grundsprachlichen Morphologie beruhende Analyse.

Zur Illustration des Problems sei hier zunächst das von O. Szemerényi in seiner „Einführung“ rekonstruierte Singularparadigma des Demonstrativpronomens *\*so-/to-*, um die kontrastierenden Kasusformen erweitert, angeführt<sup>2</sup>:

---

<sup>1</sup> Vgl. die ausführlichen Zusammenstellungen bei Brugmann (1911: 362).

<sup>2</sup> Szemerényi (1989: 217). Der Vergleichbarkeit halber wird hier, wie bei Szemerényi, auf Ansätze von Laryngalen und Akzenten / Intonationen verzichtet; s. dazu weiter unten.

	mask.	ntr.	fem.
Nom.	<i>so</i>	<i>tod</i>	<i>sā</i>
Akk.	<i>tom</i>		<i>tām</i>
Gen.	<i>tosyo/toso</i>		<i>tosyās/tās</i>
Abl.	<i>tosmōd/tōd</i>		
Dat.	<i>tosmōi/tōi</i>		<i>tosyāi/tāi</i>
Lok.	<i>tosmi/toi(?)</i>		<i>?</i>

Während sich die nicht „erweiterten“ Formen gewissermaßen selbst erklären, da ihre Bildweise mit derjenigen der entsprechenden *o-/ā*-stämmigen (thematischen) Nominalformen identisch ist, haben die „erweiterten“ Formen immer wieder unterschiedliche Deutungsversuche hervorgerufen, wobei die Grenzen zwischen externer und interner Rekonstruktion nicht immer exakt gezogen wurden. Am weitesten verbreitet findet sich die Annahme, dass das in *\*tōsmōi* etc. enthaltene Element *-sm-* mit der aind. Partikel *sma* zu identifizieren sei<sup>3</sup>; welcher funktionale Gehalt dieser zugekommen sein könnte, bleibt dabei freilich ebenso ungeklärt wie der genaue Aufbau der Wortformen. Häufig ist auch die Vermutung geäußert worden, das Element *\*sm-* sei letztlich mit dem in aind. *samā-*, griech. *ὁμός* oder engl. *same* vertretenen Stamm der Bedeutung „derselbe“ zu verbinden<sup>4</sup>. Das in Formen wie aind. *tāsyās* erscheinende *-sy-* wurde demgegenüber mit dem selbständigen Pronominalstamm *\*sjo-* gleichgesetzt<sup>5</sup>. Eine eigene Deutung, die freilich noch keinen extensiven Widerhall gefunden hat, geht auf O. Szemerényi zurück, der beide in Frage stehenden Elemente (*-\*sm-* und *\*-sji-*) miteinander zu identifizieren und unmittelbar mit dem Zahlwort „eins“, *\*sem-*, zu verbinden erwog.

Szemerényis Vorschlag, der letztlich durch eine Notiz von Johannes Schmidt angeregt gewesen sein dürfte<sup>6</sup>, verdient es in der Tat, genauer unter die Lupe genommen zu werden, da er den Alternativvorschlägen gegenüber verschiede-

<sup>3</sup> So zuerst wohl bei Brugmann (1911: 354), nach dem das „Element *sm-* ... mit der ai. Partikel *sma*“ identisch sein könnte, „die ‚verstärkend‘ hinter Pronomina auftritt, vgl. *tāsyā sma*“; wiederaufgenommen z.B. bei Thumb (1930: 244 u. 249).

<sup>4</sup> Zuerst wohl bei Prokosch (1939: 267); eine entsprechende Analyse schlägt Anttila (1979: 369) vor, der die Verwendung von „to-sm-ōi“ im Sinne von „and to this same one, to the aforementioned“ textsyntaktisch motivieren will: „— the *\*-sm-* in effect canceling the change of subject usually associated with *to* ...“; s. dazu weiter in Anm. 31.

<sup>5</sup> So bei Lane (1961: 473f.).

<sup>6</sup> Schmidt (1898: 399): „Es ergab sich also zunächst eine flexion *\*smīa*, *\*smjās*, *\*smjāi*, *\*smīam*. Dann schwand das zwischen consonanten gepresste *m* wie in skr. *tāsyai* (preuss. *s-tessia*; got. *þizai* hat *j* verloren unter einwirkung von *þizē*, *þizō*) aus *\*té-smjāi*, skr. *yāsyās* = ἔης II. Π 208 ... aus *\*jé-smjās* ...“. Damit ist nicht unbedingt impliziert, dass Schmidt das in *tāsyai* etc. enthaltene Element *-sy-* < *\*-smj-* etymologisch mit dem Zahlwort „eins“ in Verbindung bringen wollte. S. dazu weiter unten.

ne Vorteile bietet, insbesondere indem er es erlaubt, die gegebene Stammvielfalt auf ein Minimum zu reduzieren. Gleichwohl birgt die Gleichsetzung des „erweiternden“ Elements *\*-sm/i-* mit dem Zahlwort „eins“ verschiedene Probleme, die nicht leicht zu beseitigen sind.

Das Paradigma des Zahlworts *\*sem-* „eins“ ist vollständig bekanntlich nur im Griechischen und Tocharischen bewahrt; alle anderen Sprachen zeigen entweder nur ein Teilparadigma (armen. *mī*, ursprüngliches Femininum  $\approx$  griech.  $\mu\acute{\iota}\alpha$ ) oder lediglich Ableitungen und Weiterbildungen (z.B. lat. *semel* „einmal“), wozu auch das o.e. Pronominaladjektiv *\*somó-* „derselbe“ gehören dürfte. Dennoch kann das zugrundeliegende uridg. Paradigma mit ziemlicher Sicherheit rekonstruiert werden. Auszugehen ist zunächst vom griechischen Befund, der in den mask. und ntr. Formen auf einen einheitlichen, nicht ablautenden vollstufigen Stamm *\*sem-* weist (z.B.  $\epsilon\acute{\iota}\varsigma < *sem-s$ ,  $\epsilon\acute{\nu} < *sem$ ,  $\epsilon\acute{\nu}\acute{o}\varsigma < *sem-ós$ ,  $\epsilon\acute{\nu}\alpha < *sém-\eta$ ); der Stamm des Femininums zeigt demgegenüber offensichtlich eine Schwundstufe ( $\mu\acute{\iota}\alpha$  etc.  $< *sm-ih_2$  etc., s. dazu weiter unten).

Vergleicht man damit die toch. Formen, so ist man gezwungen, mindestens eine weitere Ablautstufe in Betracht zu ziehen<sup>7</sup>, die freilich nicht ganz eindeutig zu bestimmen ist. Die Formenpaare B *še* / A *sas* (Nom.Sg.mask.), B *šeme* / A *šom* (Obl.Sg.mask.) scheinen zunächst auf eine  $\bar{e}$ -Dehnstufe zu weisen, wobei die im B-Toch. durchgängige Anlautspalatalisierung (auch in den Pluralformen *šemi* etc.) unmittelbar durch eben dieses  $\bar{e}$ - hervorgerufen wäre. Unbedingt erforderlich wäre der Ansatz von  $\bar{e}$ - in den Formen des Obl.Sg. der beiden Dialekte, die gemeinsam auf ein urtoch. *\*s'æmæ* weisen, wobei das in A *šom* erscheinende *o* (anstelle von *a*) durch denselben Labialumlaut bedingt ist wie in A *ñom* vs. B *ñem* „Name“<sup>8</sup>. Urtoch. *\*s'æmæ* könnte dann einen sekundär thematisierten Akkusativ, quasi  $< *sēm-om$ , reflektieren<sup>9</sup>, der entweder auf dem in einem Nominativ *\*sēm-s* ( $> *s'æms > B \text{ } \acute{s}e$ ) vorliegenden Stamm (*\*sēm-*) aufbauen oder, eher, unmittelbar einen uridg. Akkusativ *\*sēm* als die nach Stangs zweitem Gesetz zu erwartende Outputform eines zugrundeliegenden *\*/sem-m*<sup>10</sup> fortsetzen würde. Die A-toch. Form des Nom.Sg. (*sas*) müsste bei dieser Herleitung die historisch zu erwartende Anlautspalatalität durch Angleichung an die No-

<sup>7</sup> Cf. in diesem Sinne bereits Darms (1976: 13f.).

<sup>8</sup> Urtoch. *\*n'æmä*,  $< *h_1nēm\eta$  oder, mit analogischer Anlautspalatalisierung, *\*h\_1nom\eta*.

<sup>9</sup> Dieser Ansatz auch bei Darms (1976: 13f. mit Anm. 18), wo er jedoch unmotiviert bleibt.

<sup>10</sup> Vgl. den Akk. *\*dīēm* (= aind. *dyām*, griech.  $\zeta\eta\upsilon$ , lat. *diem*) für *\*/dieu-m/*, wohl über *\*|diem-m|*. – Hier und im folgenden verwende ich die Phonemklammern, (/x/), für uridg. phonologische Inputformen und phonetische Klammern ([x]) für Realisationsformen, die sich mittelbar in überlieferten Formen der Einzelsprachen niedergeschlagen haben; für dazwischen gelagerte Outputformen uridg. phonologischer Regeln verwende ich senkrechte Klammern ([x]).

minativform des Femininums (*sām*, s. unten) oder aber durch wortinterne Fernassimilation (*sas* für *\*sas* < *\*s'aems*?) verloren haben. Umgekehrt könnte jedoch gerade der Wechsel zwischen palatalem und nicht-palatalem Anlaut im A-Toch. einen älteren Zustand reflektieren, wenn nämlich die Nom.-Form ursprünglich eine *o*-Stufe gehabt hätte (*sas* < *\*saems*, quasi < *\*som-s*); in diesem Fall müsste die B-toch. Entsprechung durch mit Palatal anlautende Formen mit ursprünglicher *e*-Stufe beeinflusst worden sein. Wägt man beide Möglichkeiten gegeneinander ab, so bleibt festzuhalten, dass sich die erstere besser mit den für Wurzelnomina etablierten uridg. Ablautstypen<sup>11</sup> vertragen würde; denn neben einem *o*-stufigen Nom.Sg. *\*som-s*<sup>12</sup> wäre schwerlich ein *e*-stufiger Akkusativ (als Vorläuferform des toch. Obliquus) zu erwarten. Für das toch. Maskulinum ist also am ehesten von einem zugrundeliegenden Paradigma Nom. *\*sēm-s*, Akk. *\*/sem-m/* (→ *\*|sēm|*) auszugehen, das sich mit dem griech. Befund problemlos decken würde<sup>13</sup>.

Auch das toch. Femininum lässt sich mit dem griech. in Einklang bringen. Auszugehen ist zunächst von dem Formenpaar B *sana*, A *sām* für den Nom.Sg., das ein urtoch. *\*sānā* anzusetzen zwingt<sup>14</sup>. Diese Form lässt sich zusammen mit griech. *μία* (wie auch armen. *mi*) auf ein uridg. *\*sm-ih<sub>2</sub>* zurückführen, wobei allerdings verschiedene Implikationen zu berücksichtigen sind: Ebenso wie das Griech. (und wohl auch das Armen.) setzt die urtoch. Form zunächst die Syllabifizierung des Laryngals in wortauslautender Stellung nach *i* voraus (quasi *-ih<sub>2</sub>* > *-iə<sub>2</sub>*, urtoch. *\*-iā* < *\*-iə*). Anders als im Griech. (und Armen.) müsste vor dem Laryngal jedoch das wortinnere *m*, nicht das *i* silbisch gewesen sein (quasi *\*smiə<sub>2</sub>*, > *\*sāmiā* > *\*sāniā* >> *\*sānā*, gegenüber *μία* < *\*smiə<sub>2</sub>*). Unklar bleibt dabei, warum im Toch. keine Spur des wortinlautenden *i* mehr erkennbar ist; zu erwarten wäre B *sañña*, A *s(ā)ñi* (nicht zu verwechseln mit A *sñi* „eigen“). Ob der präsupponierte Wandel von *-m-* > *-n-* durch unmittelbaren Einfluss des einstmals folgenden *-i-* (nach dem Muster von griech. *βαίνω* < *\*g<sup>h</sup>miō*) zustande gekommen ist, kann nicht bewiesen werden. Die von Krause / Thomas (1960:

<sup>11</sup> Nach Schindler (1972: 31ff.) sind genau zwei Typen als gesichert anzuerkennen, nämlich einer mit dem Ablautsschema  $\sqrt{e}_{nom}$ ,  $\sqrt{e}_{stk}$ ,  $\sqrt{\emptyset}_{schw}$  (Beispiel *\*diēus*) und einer mit dem Schema  $\sqrt{o}_{nom}$ ,  $\sqrt{o}_{stk}$ ,  $\sqrt{e}_{schw}$  (Beispiel *\*pōds*).

<sup>12</sup> Beekes (1982/83: 255) rekonstruiert ein Paradigma mit Nom. „*\*sōms* or *sō[m]*“, Akk. „*\*sem-ŋ* or *som-ŋ*“, Gen. „*\*sem-s* or *sm-os*“ und Lok. „*sēm* (and *sēmī*)“. Die Rekonstruktion zielt v.a. darauf ab, aksl. *samъ* in die Vergleichung einbeziehen, das mit seiner Bedeutung „selbst“ jedoch nicht notwendigerweise zum Zahlwort „eins“ zu gehören braucht. Zum Toch. gesteht Beekes ein, dass es „no evidence for *ō*“ bietet (ib., 226; das toch. Paradigma ist den Corrigenda des Bandes zu entnehmen).

<sup>13</sup> εἷς zeigt dieselbe Kürzung des Diphthongs wie Ζεύς, ἔνα kann eine neben der Outputform *\*|sēm|* existierende Alternativrealisation *\*[sem̩]* der Inputform *\*/sem-m/* vertreten.

<sup>14</sup> Der Anusvara vertritt im Tocharischen ausschließlich /n/, niemals /m/.

159) vorgeschlagene Alternativerklärung, wonach die *n*-haltigen Feminin-Formen auf Angleichung an eine ursprüngliche Form „*\*sens* (< *\*sems*)“ des Nom.Sg.mask. beruhen könnten (mit analogisch verbreitetem *-n-* wie in griech. *ἐνός* etc.), bleibt (mutatis mutandis: auszugehen wäre nach dem obigen jetzt von *\*sēms*) ebenso denkbar wie die Annahme einer Beeinflussung durch das feminine Substantiv B *śana*, A *śām* „Frau“ (< urtoch. *\*śānā* < *\*[g<sup>u</sup>enə<sub>2</sub>]* ← *\*/g<sup>u</sup>en-h<sub>2</sub>/* ≈ aind. *jāni-*). Die Femininformen des Obl.Sg. (B *sanai*, A *śom*) geben als offenkundige Neuerungen<sup>15</sup> hierüber ebensowenig Aufschluss wie die B-toch. Nebenform *somo* (für den Nom. und Obl.Sg.f.)<sup>16</sup>. Festzuhalten bleibt aber, dass das toch. Femininum auf jeden Fall ebenso wie das griech. eine schwundstufige Ausgangsform fortsetzt (*\*sān-* < *\*sm-*). Für das Paradigma des Maskulinums (und Neutrums) kann das Toch. die Existenz schwundstufiger Formen hingegen ebensowenig erweisen wie das Griech.; der Ansatz grundsprachlicher „schwacher“ Kasusformen wie eines Gen. *\*sm-és* oder eines Dat. *\*sm-éj* etc. bleibt gegenüber den durch den griech.-toch. Vergleich gesicherten „starken“ Kasus Nom. *\*sēm-s* / *\*sém*, Akk. *\*sēm-m* / *\*sém* aufgrund systematischer Erwägungen jedoch gerechtfertigt. Ich rekonstruiere also folgendes grundsprachliches Paradigma, das dem Flexionsmuster von *\*dīēu-s* „Tag, Himmel, (oberster) Gott“ folgt<sup>17</sup>:

<sup>15</sup> B *sanai* zeigt die für Feminina auf *-a* typische Obliquusbildung nach der Substantivkl. VI,3 des „Elementarbuches“ (Krause-Thomas 1960: 135); A *śom* ist mit der Obl.-Form des Mask. identisch und dürfte von diesem übernommen sein.

<sup>16</sup> Die Form dürfte ein *\*sēmā* voraussetzen, das das Femininum zu einem *o*-stufigen Adjektivderivat (quasi *\*somā* < *\*someh<sub>2</sub>*) darstellen könnte; der anzunehmende „*o*-Umlaut“ (*æ-ā* > *ā-ā* > *o-o*) bleibt freilich hypothetisch.

<sup>17</sup> Der vorauszusetzende Ersatz der schwundstufigen durch vollstufige Kasusformen im Griech. könnte durch den Kasussynekretismus begünstigt worden sein, bei dem ein „starker“ Lok. (*\*sēm-i*; s. dazu weiter unten) den „schwachen“ Dativ verdrängte; dies müsste schon in vormyken. Zeit erfolgt sein, wenn myken. *e-me* (PY Ta 641.1) einen Dativ „ἐμε“ vertritt (so García-Ramón 1975: 65). – Einen anderen (akrostatischen) Ablauttyp (mit vollstufigem *\*sem-* in den schwachen Kasus) vermutet Darms (1976: 16ff.), der in *\*sēmi* „halb“ einen ursprünglichen Lokativ des Zahlworts sehen will. Dass im Griech. die Vollstufe eine „starke Verankerung“ zeigt (ib. 20), ist kein entscheidendes Argument für die Altertümlichkeit von *ἐνός* (*\*sem-os*); denn schwundstufige Formen hätten sich im Griech. lautlich allzu weit vom Nom./Akk. entfernt (*\*μός* < *\*sm-e/os*), so dass eine Verallgemeinerung des „starken“ Stammes jederzeit nahelag. Das Wort für „halb“ könnte, wie Darms selbst zugesteht (ib. 30 Anm. 19), auch auf einer neben dem Lokativ *\*sēm-i* existierenden endungslosen Nebenform *\*sēm*, entsprechend dem bei Schindler (1973: 157) angesetzten *\*d(i)īēu* (neben *\*d(i)īēu* und *\*dīēu-i*), beruhen.

	uridg.		griech.		vorurtoch.	urtoch.
	mask.	ntr.	mask.	ntr.	mask.	mask.
Nom.	<i>*sēm-s</i>		εις		<i>*sēm-s</i>	<i>*s'æms</i>
Akk.	<i>*sēm-m</i> →	<i>*sēm-ṃ</i> <i>*sēm</i>	ἔνα	ἔν	<i>*sēm+om</i>	<i>*s'æmæ</i>
Lok.	<i>*sēm-i</i>		ἐνί			
Dat.	<i>*sm-ēj</i>					
Gen.-Abl.	<i>*sm-ēs</i>		ἐνός			

Will man die in diesem Paradigma enthaltenen Formen nun zu *-sm*-haltigen Pronominalformen wie aind. *tásmāi* in Beziehung setzen, so fällt zunächst auf, dass diese auf die obliquen Kasus beschränkt bleiben (neben dem genannten Dat.Sg. finden wir im Aind. nur den Abl.Sg. *tásmād* und den Lok.Sg. *tásmi(n)*; entsprechendes gilt für andere Pronomina, insbesondere das Fragepronomen mit Formen wie Dat.Sg. *kásmāi* etc.). Dies stimmt zwar mit dem obigen Ansatz insofern überein, als dieser Formen mit schwundstufigem Stamm gerade nur für die obliquen Kasus erwarten lässt. Dennoch lassen sich die Pronominalformen nicht ohne weiteres als Komposita der jeweiligen Pronominalstämme (*\*to-*, *\*k<sup>h</sup>e/o-*) auffassen, deren Hinterglied mit den entsprechenden Kasusformen des Zahlworts „eins“ identisch wäre; denn die erkennbaren Endungen divergieren in allen drei Fällen. Beim Dativ und Ablativ müsste man deshalb annehmen, dass eine sekundäre Angleichung an die parallel existierenden nicht erweiterten Kasusformen stattgefunden hätte (*\*to-sm-ej* > *\*tó-sm-ōj* nach *\*tōj*, *\*tó-sm-<sup>e</sup>/os* > *\*tó-sm-ōd* nach *\*tōd*)<sup>18</sup>, wobei zu bedenken ist, dass eine eigenständige Ablativform bei einem athematischen Stamm wie *\*sem-/sm-* a priori gar nicht zu erwarten wäre<sup>19</sup>. Im Falle des Lokativs müsste eine entsprechende „Thematisierung“ ausgeblieben sein; dies könnte darauf beruhen, dass hier der ursprüngliche Ablaut entgegenstand (*\*tó-sm-i* < *\*tó-sem-i*)<sup>20</sup>, und zu berücksichtigen ist auch, dass eine nicht-erweiterte Lokativform (*\*to-i*) der betreffenden Pronomina möglicherweise gar nicht existiert hat.

Schwieriger zu beurteilen sind diejenigen Pronominalformen, die nicht *-sm-*, sondern *-sġ-* enthalten. Es handelt sich dabei im wesentlichen um Femininformen wie den aind. Gen.Abl.Sg. *tásyāḥ*, deren interne Konsonantengruppe erstmalig von Johannes Schmidt auf ein älteres *\*-smġ-* zurückgeführt worden war<sup>21</sup>.

<sup>18</sup> Unklar bleibt, ob diese Angleichung voreinzelsprachlich erfolgt ist; umbr. Dat.Sg. *esmei* „huic“ (TA VIa 5.18) und *pusme* „cui“ (IIa 40) können dies nicht entscheiden, da sie sowohl älteres *\*(h<sub>1</sub>)e-sm-ōj* / *\*k<sup>h</sup>o-sm-ōj* als auch *\*(h<sub>1</sub>)e-sm-ej* / *\*k<sup>h</sup>o-sm-ej* vertreten können.

<sup>19</sup> Der Ansatz *\*sm-ed* bei Szemerényi (1989: 218) ist aus der Luft gegriffen.

<sup>20</sup> Dass „der Lokativ *sm-i(n)* beibehielt“, wie Szemerényi vermutet (1989: 218), würde implizieren, dass dieser Kasus im Gegensatz zu dem in aind. *dyávi* fortgesetzten *\*dġéui* ursprünglich keine *e*-Vollstufe gehabt hätte, was angesichts von griech. *ἐνί* hart erscheint.

<sup>21</sup> Schmidt (1898: 399); s.o. Anm. 6.

Auch wenn Schmidt dieses „*smj*“ an der gegebenen Stelle nicht weiter zu analysieren versuchte, war damit doch ein Zusammenhang mit dem Zahlwort „eins“ suggeriert, da es im betreffenden Aufsatz um die griech. Formen des Typs *ĩa* ging, die als gleichbedeutende Nebenformen zu *μία* gelten können; beide Wortformen sollen nach Schmidt ursprünglich eine gemeinsame „flexion \**smía*, \**smjás*, \**smjái*, \**smíam*“ reflektiert haben, wobei das „zwischen consonanten gepresste *m*“ in den obliquen Kasus geschwunden sei<sup>22</sup>.

Die Hypothese Schmidts, bei der die Pronominalformen des Typs „skr. *táśyai*“ lediglich als lautliche Parallelen erwähnt werden, bedarf nun in der Tat einer kritischen Überprüfung, da der implizierte Schwund von *m* zwischen *s* und *j* im Kontext der uridg. Phonologie, insbesondere innerhalb der Regeln zur Syllabifizierung der Nasale und Liquide, nicht a priori selbstverständlich ist. So hatte G.S. Lane (1961: 473) eine Zurückführung des pronominalen *-sy-* auf ein älteres *-smj-* ausdrücklich abgelehnt, da dies einen Verstoß gegen das Sievers-Edgertonsche Gesetz bedeute; und das von Szemerényi (1989: 218, n. (4)) zur Stützung der Annahme vorgebrachte griech. „*δέσποινα* < *-ponya* aus *-potnya* zu *δεσπότης*“ ist nicht wirklich einschlägig, da hier ja nicht der Nasal (*-n-*) geschwunden ist. Lane und Szemerényi haben dabei freilich übersehen, dass ein Schwund von *m* in zwischenkonsonantischer Stellung auch sonst bereits seit langem beobachtet worden ist. Notorisches Beispiel dafür ist avest. *asnō*, das als Gen. zu *asman-* „Himmel“ auf ein älteres *\*(h<sub>2</sub>)akmn-<sup>e</sup>/os* zurückgehen dürfte, womit eine Ausnahme gegenüber der von J. Schindler (1977: 56f.) herausgearbeiteten Syllabifizierungsregel gegeben ist, nach der *†asanō* < *\*(h<sub>2</sub>)a.km̥.ne/os* zu erwarten wäre<sup>23</sup>. Tatsächlich ist die vielfach einfach als „*asnō*-Gesetz“ bezeichnete, letztlich wiederum von Johannes Schmidt entdeckte Erscheinung<sup>24</sup> auch explizit bereits einmal zur Erklärung von griech. *ĩa* bemüht worden<sup>25</sup>. Nachdem sich Schindler hinsichtlich der Frage, ob diese Ausnahme auch für die (in unserem Fall vorliegende) Folge „/mj/ .. vor Vokal“ gelte, noch unsicher war

<sup>22</sup> Es ist ein ganz wesentliches Element von Schmidts Argumentation, dass die als ursprünglich angesetzte Verteilung (Nom. *μία*, Akk. *μίαν*, aber Gen. *ιᾶς*, Dat. *ιᾷ*) bei Homer statistisch noch deutlich wird. In jüngerer Literatur (z.B. Ruijgh 1971: 172; García-Ramón 1975: 65; Peters 1980: 132 n. 80) wird hierauf nicht rekuriert.

<sup>23</sup> Schindler (l.c.) selbst erkennt die folgende Ausnahme von seiner Grundregel für die silbische Realisation der Sonanten an: „Im Wurzel- und Wortanlaut bleiben die Gruppen /ʁ-, ʁl-, ʁi-/ und /mr-, ml-, mn-/ (auch /mj-/), wenn schon idg.) vor Vokal unverändert“. Eine weitere Ausnahme sieht Schindler (ib. 57: 1.1.4.) darin, dass „bei den *men*-Stämmen .. /m/ in der Folge /CmnV/ nicht silbisch (wurde), sondern schwand (Typus ved. *áśman-* : *áśnaḥ*).“

<sup>24</sup> Die Behandlung von *-mn*-Gruppen ist zentrales Thema in seiner „Kritik der Sonantentheorie“ (Schmidt 1895: 87ff.).

<sup>25</sup> H. Eichner apud Peters (1980: 132, n. 80), wo der Hinweis auf die Priorität Schmidts fehlt.

(„wenn schon idg.“), seien die in Betracht zu ziehenden idg. Regelmechanismen hier noch einmal kontrastiert.

Wenn wir für das Femininum des Zahlworts „eins“ von einem Stammansatz */\*sm-ih<sub>2</sub>-/* ausgehen, so haben wir die folgenden Kasusformen zu erwarten: Nom. */\*sm-ih<sub>2</sub>/*, Akk. */\*sm-ih<sub>2</sub>-m/*, Gen. */\*sm-ieh<sub>2</sub>-s/*, Dat. */\*sm-ieh<sub>2</sub>-ei/* (usw.). Wendet man hierauf die Schindlersche Syllabifizierungsregel unter Ignorierung möglicher Ausnahmen an, so erhält man in den „starken“ Kasus Outputformen mit silbischem *i* (*/\*[smih<sub>2</sub>-]*), während in den „schwachen“ obliquen Kasus Syllabifizierung des *m* eintreten sollte (*/\*[sm̥ieh<sub>2</sub>-]*). Aufgrund der für das Griech. und das Toch. vorauszusetzenden Sonderregel, wonach aus einer Folge von hohem Vokal + tautosyllabischem Laryngal im Wortauslaut nicht durch Ersatzdehnung ein Langvokal (systematisch: */IH#/* → *[ī#]*) resultiert, sondern eine „Vokalisierung“ des Laryngals bei gleichzeitiger Desyllabifizierung des hohen Vokals (schematisch: */IH#/* → *[i̯ə#]*)<sup>26</sup>, ergibt sich ein erstes Problem der Regelanordnung: Sollte die Syllabifizierungsregel bei Eintreten der Laryngalvokalisierung noch Bestand gehabt haben, würde man in der Outputform von */\*smih<sub>2</sub>/* ebenfalls silbisches *m̥* erwarten (*/\*[sm̥i̯ə<sub>2</sub>]*), das im Toch. Fem. *\*sānā*, wie oben angenommen, repräsentiert sein könnte; griech. *μία* müsste demgegenüber jedoch eine andere Outputform vertreten, bei der nicht silbisches *m*, sondern silbisches *i* vorliegt (*/\*[smi̯i̯ə<sub>2</sub>]*)<sup>27</sup>. Motivierbar ist diese Outputform nun wiederum unter der Annahme, dass die Lautfolge *-Cm̥iV-* in der Tat eine Ausnahme von der Syllabifizierungsregel darstellte, indem *m* hier ebenso unsilbisch blieb wie sonst Obstruenten; in diesem Fall wäre die gegebene Wortform (quasi */\*[sm̥i̯ə<sub>2</sub>]*), da einsilbig, dem Lindemanschen Gesetz unterworfen gewesen, das zu einem (fakultativen) zweisilbigen Output */\*[smi̯i̯ə<sub>2</sub>]* (> *μία*) geführt hätte (entsprechend */\*diēus/* → */\*[di̯ē̥us]* → */\*[di̯i̯ē̥us]*). Unter derselben Bedingung – *m* bleibt unsilbisch in der Folge *-Cm̥i-* – könnte auch eine präsumptive Genitivform */\*smieh<sub>2</sub>-s/*, da einsilbig, eine Lindeman-Variante */\*[smi̯i̯ah<sub>2</sub>s]* (> griech. *μῆς*, mit sekundärem Schleifton nach dem Dat., s. gleich) entwickelt haben, nicht jedoch eine alternative Vorform */\*smieh<sub>2</sub>-es/*, da diese ebenso wie die Dativform */\*smieh<sub>2</sub>-ei/* zunächst nicht einsilbig war; hier ergaben sich vielmehr die Konstellationen */\*[sm̥i̯a.h<sub>2</sub>as]* bzw. */\*[sm̥i̯a.h<sub>2</sub>a]*. In diesen Konstellationen dürfte dann die „*asnō*“-Regel gegriffen haben, bei der das als Obstruent geltende *m* innerhalb einer Dreierkonsonanz getilgt wurde. Das Ergebnis waren die vereinfachten Formen */\*[s̥i̯a.h<sub>2</sub>as]* bzw. */\*[s̥i̯a.h<sub>2</sub>a]*, die in griech. *iᾱς* bzw. *iᾱ* (mit regelgerechtem Schleifton und Psilose<sup>28</sup>) weitergeführt erscheinen. Die

<sup>26</sup> Der betr. Prozess ist phonetisch am besten als Anaptyxe erklärbar, wofür das hebräische „*Pataḥ furtivum*“ (cf. z.B. Meyer 1966: 65) eine brauchbare Parallele liefert.

<sup>27</sup> Cf. hierzu Peters (1980: 132 n. 80), der von einer „*i*-Epenthese“ spricht.

<sup>28</sup> García-Ramón (1975: 65) sieht die Form *iā* des Böot., Lesb. und Thessal. als „plus récente que la confusion de *-m* et *-n* et, conséquemment, que la généralisation de

Dativform  $\mu\tilde{\alpha}$  müsste in diesem Fall ebenso analogisch entstanden sein wie der Nom.  $\tilde{\alpha}$ . Verschiedene Konstellationen erlaubte dann auch die Akkusativform: Aus einer zugrundeliegenden Struktur  $*/smih_2-m/$  könnte sich zunächst durch „regelgerechte“ Syllabifizierung ein zweisilbiger Output  $*[smi.h_2m]$  ergeben haben, der jedoch nirgends repräsentiert zu sein scheint (griech.  $\mu\tilde{\alpha}$ ). Statt dessen dürfte das Endungs- $m$  in der Stellung nach Vokal + Laryngal wie auch sonst (vgl.  $\tau\tilde{\eta}\nu < *[t\tilde{a}m] \leftarrow *|tah_2m| \leftarrow */tah_2-m/$ ) unsilbisch geblieben sein, womit nach der „Vokalisierung“ des Laryngals die einsilbige Lindeman-Inputform  $*|smi\tilde{\alpha}_2m|$  entstand, deren Outputvariante  $*[smi.\tilde{\alpha}_2m]$  wiederum zu  $\mu\tilde{\alpha}\nu$  führte.

Wenden wir diesen Regelapparat nun auf die femininen Pronominalformen an, so zeigt sich, dass hier durchweg dieselben Bedingungen anzutreffen sind, wenn man von einer ursprünglichen Konstellation mit  $*/-smi-/$  ausgeht: Bei den betreffenden Formen handelt es sich ebenfalls ausschließlich um oblique Kasus (Gen.-Abl., Dat., Lok.), und zumindest bei der Dativform war von Anfang an eine mehrsilbige Gestalt gegeben ( $*/to-smieh_2-ei/$ ), bei der die Erzeugung einer Sieversschen Variante ( $^{\dagger}[tos.mi.\tilde{\alpha}.h_2a\tilde{\imath}]$ ) systematisch ausgeschlossen war<sup>29</sup>. Für den Fall, dass die Sonderbehandlung von  $m$  vor  $\tilde{\imath}$  als Obstruent auch für den Inlaut galt, ergibt sich statt dessen eine Outputform  $*[tos.m\tilde{\alpha}.h_2a\tilde{\imath}]$ , deren  $m$  entsprechend dem *asnō*-Gesetz schwinden konnte ( $*[tos.\tilde{\alpha}.h_2a\tilde{\imath}]$ ).

Die Annahme, dass in den mit  $-sm-$  bzw.  $-s\tilde{\imath}-$  „erweiterten“ Pronominalformen Kasusformen des Zahlworts „eins“ verbaut seien, lässt sich auf der Grundlage der uridg. Phonologie also durchaus rechtfertigen; auszuklammern bleibt dabei lediglich der mask. (und ntr.) Gen.  $*tós\tilde{\imath}o$ , dem keine entsprechende Form des Zahlworts zur Seite steht und der eine andere Erklärung erfordert<sup>30</sup>. Gegenüber den anderen Deutungsversuchen hat die hier vertretene Analyse den Vorteil, dass sie für mask.-ntr. und fem. Formen eine einheitliche Bildweise voraussetzt, bei der der pronominale Stamm eine kompositionale Verbin-

---

$\acute{\epsilon}\nu\text{-}\acute{\omicron}\varsigma$ ,  $\acute{\epsilon}\nu\text{-}\iota$  etc.“ an führt sie auf analogischen Einfluss der mit  $\acute{\epsilon}$ - anlautenden Formen des Mask. und Ntr. zurück („ $\acute{h}\acute{e}ns$ ,  $\acute{h}e\acute{n}\acute{o}s$ :  $\acute{m}\acute{\alpha}$ ,  $\acute{m}\acute{\alpha}s$ :  $\acute{h}\acute{e}n$ ,  $\acute{h}e\acute{n}\acute{o}s$ “ → „ $\acute{h}\acute{e}ns$ ,  $\acute{h}e\acute{n}\acute{o}s$ :  $\acute{h}\acute{\imath}\acute{\alpha}$ ,  $\acute{h}\acute{\imath}\acute{\alpha}s$ :  $\acute{h}\acute{e}n$ ,  $\acute{h}e\acute{n}\acute{o}s$ “). Diese Annahme bleibt bei einer Zurückführung auf  $*s\tilde{\imath}- < *sm\tilde{\imath}-$  entbehrlich.

<sup>29</sup> Cf. Schindler (1977: 62ff.).

<sup>30</sup> Zu klären ist dabei u.a. das Verhältnis zu der Parallellform *toso* (beide nebeneinander repräsentiert in griech.  $\tau\acute{o}\iota\omicron$  und  $\tau\acute{o}\tilde{\iota}$ ). – G. Schmidt (1978: 73) schlägt vor, das Element „-yo“ des mask./ntr. Genitivs auf eine nicht deklinierte Form des Relativums zurückzuführen (wie in gall. *dugiontiio*, air. *berdae*), wobei die femininen Formen auf „ $*\text{-}^e/osy\tilde{\alpha}s$ “ dem mask./ntr. „ $*\text{-}^e/osyo$ “ nachgebildet seien (letzteres schon bei Brugmann 1911: 354); demgegenüber ist festzuhalten, dass die implizierte weitere Ausbreitung von  $-sy-$  auf andere oblique Femininformen nur schwer zu motivieren ist, da die entsprechenden Formen des Mask./Ntr. eben nicht  $-sy-$ , sondern  $-sm-$  zeigen.

dung mit dem Zahlwort „eins“ im Hinterglied eingegangen wäre<sup>31</sup>. Offen bleibt dabei vorerst die Frage, warum die „erweiterten“ Pronominalformen auf die obliquen Kasus beschränkt waren, was sie funktional von den entsprechenden nicht erweiterten Formen unterschied<sup>32</sup> und was für einen Kompositaltyp sie vertreten. Hierzu bedarf es weitergehender Untersuchungen<sup>33</sup>.

## Bibliographie

- Anttila, Raimo, 1979: *An Introduction to Historical and Comparative Linguistics*. New York / London.
- Beekes, Rob[ert] S.P., 1982/83: „On Laryngeals and Pronouns“. – *Historische Sprachforschung* 96: 201-232.
- Brugmann, Karl / Delbrück, Berthold, 1911: *Grundriß der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen. II. Band: Lehre von den Wortformen und ihrem Gebrauch. 2. Teil, 2. Bearbeitung*. Straßburg.
- Darms, Georges, 1976: „Urindogermanisch \*sēmi“. – *Münchener Studien zur Sprachwissenschaft* 35: 7-32.
- García-Ramón, José-Luis, 1975: *Les origines postmycéniennes du groupe dialectal éolien*. Salamanca.
- Katz, Joshua T., 1998: *Topics in Indo-European Personal Pronouns*. Diss. Cambridge, Mass.
- Krause, Wolfgang & Werner Thomas, 1960: *Tocharisches Elementarbuch. Band I: Grammatik*. Heidelberg.
- Kupfer, Katharina, 2002: *Die Demonstrativpronomina im Rigveda*. Frankfurt u.a.
- Lane, George Sherman, 1961: „On the formation of the Indo-European demonstrative“. – *Language* 37: 469-475.
- Lockwood, W.B., 1995: *Lehrbuch der modernen jiddischen Sprache*. Hamburg.

<sup>31</sup> Eine elementare Parallele für eine derartige Verbindung könnte das Jiddische liefern, wo neben einfachen Formen des Interrogativpronomens (z.B. *vejer*, *vemen*) Kombinationen mit *azojner*, wtl. „so einer“, begegnen (*ver azojner* also quasi „wer so einer“). Anders als im Uridg. scheinen derartige Verbindungen aber für das gesamte Paradigma belegbar zu sein; cf. z.B. Lockwood (1995: 65).

<sup>32</sup> Die von Anttila vorgeschlagene textlinguistische Deutung, wonach die einfachen Formen im Gegensatz zu den erweiterten Formen einen Wechsel des Diskursthemas impliziert hätten (s.o. Anm. 4), bleibt ohne empirische Grundlage in den alten Sprachen (vgl. jetzt z.B. Kupfer 2002: 212 ff. zur anaphorischen Verwendung von aind. *sa-/ta-*) und kann die Beschränkung der Erweiterung auf die obliquen Kasus nicht erklären.

<sup>33</sup> Dies betrifft auch den vielfach vermuteten, von Katz (1998: 31) jetzt freilich wieder apodiktisch abgelehnten Zusammenhang des Elements *-sm-* mit dem in Formen verschiedener Personalpronomina erscheinenden *-sm-* (vgl. z.B. Rekonstrukte wie \**ḡsme* oder \**usme* für die Personalpronomina der 1. bzw. 2.Ps.Pl., die an deutsch *unsereiner* erinnern).

- Meyer, Rudolf, 1966: *Hebräische Grammatik. I.: Einleitung, Schrift- und Lautlehre.* Berlin.
- Peters, Martin, 1980: *Untersuchungen zur Vertretung der indogermanischen Laryngale im Griechischen.* Wien.
- Prokosch, Ernst, 1939: *A Comparative Germanic Grammar.* Philadelphia.
- Ruijgh, C.J., 1971: Rezension von P. Chantraine, *Dictionnaire Etymologique de la Langue Grecque II.* – *Lingua* 28: 162-173.
- Schindler, Jochem, 1972: „L'apophonie des noms-racines indo-européens“. – *Bulletin de la Société Linguistique de Paris* 67: 31-38.
- Schindler, Jochem, 1973: „Bemerkungen zur Herkunft der idg. Diphthongstämme“. – *Sprache* 19: 148-157.
- Schindler, Jochem, 1977: „Notizen zum Sieversschen Gesetz“. – *Sprache* 23: 56-65.
- Schmidt, Gernot, 1978: „Über idg. nominale Relativkonstruktionen“. – *Indogermanische Forschungen* 82: 61-74.
- Schmidt, Johannes, 1895: *Kritik der Sonantentheorie.* Weimar.
- Schmidt, Johannes, 1898: „Das Zahlwort  $\mu\acute{\alpha}$ ,  $\dot{\iota}\alpha$ “. *Zeitschrift für Vergleichende Sprachforschung* 36: 391-399.
- Szemerényi, Oswald, 1989: *Einführung in die vergleichende Sprachwissenschaft.* 3., vollständig neu bearbeitete Auflage. Darmstadt.
- Thumb, Albert, 1930: *Handbuch des Sanskrit. I. Teil: Grammatik.* 2. Auflage. Manuldruck der ersten Auflage verbessert und mit Nachträgen versehen von Hermann Hirt. Heidelberg.